

JULIANA WEINBERG

JOSEPHINE
BAKER

und der Tanz des
Lebens

ROMAN



ulstein

Die Autorin



JULIANA WEINBERG wurde in Neustadt an der Weinstraße geboren. Heute lebt sie mit ihrem Mann und ihren Kindern im Pfälzer Wald. Neben dem Schreiben ist ihr Beruf als Lehrerin ihre große Erfüllung. Von Juliana Weinberg ist in unserem Hause bereits erschienen:
Audrey Hepburn und der Glanz der Sterne

Das Buch

Ein einziger Tanz macht sie zur berühmtesten Schwarzen Frau der Welt
New York, 1924. Josephine tanzt auf dem Broadway auf kleineren Bühnen, um sich und ihre Familie über Wasser zu halten. Doch sie träumt von etwas Größerem. Wegen einer ganz besonderen Darbietung von ihr wird sie zur „Revue Nègre“ nach Paris eingeladen. Sie kann sie ihr Glück kaum fassen. Sie steht dort in vorderster Reihe und ist schon bald ein gefeierter und erfolgreicher Star. Doch egal, wo sie hinkommt, ihre Vorstellungen bringen ihr Anbetung und Missachtung zugleich ein. Der zweite Weltkrieg überzieht Europa mit Schrecken und Josephine wird vor die schwierigste Entscheidung ihres Lebens gestellt: Bleibt sie ein Showstar oder schließt sie sich der französischen Résistance an?

Juliana Weinberg

Josephine Baker und der Tanz des Lebens

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage April 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © Bridgeman Images / CSU Archives/Everett Collection

(Josephine Baker), © Alamy Stock Foto/ © Granger Historical Picture

Archive (Woolworth Building), © www.buerosued.de (Landschaft)

E-Book Konvertierung powered by pepyrus.com

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8437-2490-6

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Die Autorin / Das Buch

Titelseite

Impressum

Prolog

TEIL I: DIE SCHWARZE VENUS (1925–1936)

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

TEIL II: DER HEIMLICHE KRIEG (1939 – 1944)

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

TEIL III: DIE KINDER DES REGENBOGENS (1945–1963)

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

Epilog

ANHANG

Nachwort

Social Media

Vorablesen.de

I have walked into the palaces of kings and queens and into the houses of presidents. And much more. But I could not walk into a hotel in America and get a cup of coffee, and that made me mad.

Ich habe die Paläste von Königen und Königinnen und die Häuser von Präsidenten betreten. Und vieles mehr. Aber ich konnte in Amerika nicht in ein Hotel gehen und eine Tasse Kaffee trinken, und das machte mich wütend.

Josephine Baker

Prolog

St. Louis, Missouri, Juli 1917



Obwohl sie todmüde war, konnte Josephine nicht einschlafen. Es war stickig und heiß in der kleinen Kammer, und die Körperwärme ihrer Geschwister Richard, Margaret und Willie Mae, die das Bett mit ihr teilten, ließ sie noch mehr schwitzen. Vorsichtig, um die anderen nicht zu wecken, schob sie die dünne Decke von sich weg.

In einer Ecke des Zimmers raschelte es, und sie hob kurz den Kopf, um das Geräusch zu lokalisieren. Zwei Schatten huschten durch den schäbigen, mit billigen Möbeln ausgestatteten Raum und verschwanden kurz darauf unter dem Bett. Josephine ließ den Kopf wieder auf die durchgelegene Matratze sinken. Sie hatte keine Angst vor Ratten.

Ihr Bruder Richard stieß ihr im Schlaf den Ellenbogen in die Rippen, und im Nebenzimmer schnarchten ihre Mutter Carrie und ihr Stiefvater Arthur.

Josephine presste sich die Hände auf die Ohren. Sie lag bereits einige Stunden wach und wusste, dass sie so rasch wie möglich einschlafen musste, um noch etwas Erholung zu bekommen, bevor ihre Mutter sie um fünf Uhr wecken würde. Noch bevor die Schule am Morgen begann, musste sie für ein altes Ehepaar putzen, fegen, den Nachttopf ausleeren

und Kartoffeln schälen. Zum Glück war der Weg nicht weit, denn das Ehepaar lebte wie sie und ihre Familie in Boxcar Town, einem Slum-ähnlichen Schwarzenviertel. Sie waren auf die paar Dollar angewiesen, die Josephine nach Hause brachte, um zu überleben.

»Du bist nun mal mit deinen elf Jahren die Älteste«, pflegte Carrie ungerührt zu sagen. »Das heißt, du hast Pflichten. Wir brauchen deine Mithilfe, vor allem, seit Arthur arbeitslos ist.«

Die kleine Willie Mae, die am Fußende des Bettes schlief, regte sich und murmelte im Schlaf etwas vor sich hin. Zudem glaubte Josephine, noch etwas anderes zu hören – irgendwelche Geräusche von draußen, vielleicht Rufe oder Geschrei? Sofort war sie wieder hellwach. Aber das waren gewiss Hirngespinnste, Produkte ihrer Übermüdung. Josephine presste die Lider fest zusammen und versuchte, sich etwas Schönes vorzustellen, das sie in den Schlaf gleiten ließ. Ihr Leben war nicht einfach. Sie lebte mit ihrer gesamten Familie in einer kärglichen Baracke und musste hart für fremde Menschen arbeiten, die sie nicht immer gut behandelten. Das Einzige, das sie für ein, zwei Stunden aus ihrem Alltag entführte, waren die gestohlenen Stunden bei ihrer Großmutter, die ein paar Straßen weiter wohnte. Ihre Großmutter hatte eine Truhe voller alter Kleider und Hüte, und Josephine liebte es, sonntags in eine Robe zu schlüpfen, die ihr viel zu lang war, und einen altmodischen Federhut aus dem letzten Jahrhundert auf ihre wilden schwarzen Haare zu setzen, um der Nachbarschaft eine Vorführung zu bieten. Ausgelassen tanzte und alberte sie herum und sonnte sich in der Aufmerksamkeit und dem Beifall der belustigten Zuschauer. Diese Momente waren die einzigen, in denen sie wirklich glücklich war. Die einzigen, in denen sie das Gefühl hatte, etwas wert zu sein.

Ein lautes Geräusch ließ Josephine aus dem Halbschlaf schrecken. Es hatte wie ein Schuss geklungen, aber das hatte sie sich wahrscheinlich nur eingebildet. Boxcar Town war so arm, hier gab es keine Schusswaffen. Die Menschen hier konnten sich ja kaum ein paar Kartoffeln oder ein Stück Brot leisten. Sie setzte sich auf und horchte in die Dunkelheit. Und wieder Geräusche – dieses Mal unverkennbar Schreie. Ihr wurde heiß vor Angst.

Dann war es wieder still. Josephines laut pochender Herzschlag beruhigte sich. Die Menschen hier waren allesamt arm und lebten auf engstem Raum gedrängt; es war nicht ungewöhnlich, dass mal ein Streit ausbrach. Meistens beruhigten sich die Gemüter bald wieder.

Bevor sie wieder einschlief, versuchte sie, sich vorzustellen, wie sie in einem kostbaren Kostüm auf einer großen Bühne tanzte, umjubelt von unzähligen Zuschauern.

Im nächsten Moment wurde grob an ihrem Arm gerüttelt, und ihre kleinen Schwestern weinten, während sich ihr Bruder Richard ängstlich die Decke über den Kopf zog.

»Aufstehen!«, herrschte Carrie sie an. »Alle, sofort!«

Josephine versuchte mühsam, die Augen offen zu halten, und blinzelte ihre Eltern schlaftrunken an. »Was ... was ist passiert ...?«

Es waren tatsächlich unverkennbar Schüsse, die die Ruhe der Nacht zerrissen. Carrie antwortete nicht. Der ohrenbetäubende Lärm und das Geschrei vieler Menschen, das wie eine Woge aufbrandete, sprachen für sich. Ein Überfall auf das Viertel. Carrie zerrte Willie Mae aus dem Bett und setzte sie sich auf die Hüfte, Margaret zog sie am Arm hinter sich her. Ihr Stiefvater nahm Richard und Josephine mit eisernem Griff an die Hand und bugsierte sie zur Hintertür. Eine Ratte strich um Josephines nackte Füße.

»Raus, schnell raus, macht schon«, rief Carrie zitternd, und noch während sie sprach, kam eine brennende Fackel von der Straße durch das Fenster geflogen. Josephine blieb fassungslos stehen und starrte einen Moment auf die Flammen, die sich rasend schnell durch den Holzboden fraßen.

»Beeil dich, Tumpy«, drängte Carrie, Josephines Kosenamen aus ihrer frühen Kindheit benutzend, »bevor das ganze Haus lichterloh brennt.«

Josephine vermochte sich kaum von dem Feuer loszureißen. Kurz glaubte sie, ein weißes Gesicht, zu einer hassverzerrten Fratze verzogen, vor dem Fenster aufblitzen zu sehen. Ihre Eltern schoben sie und ihre Geschwister durch die Hintertür auf die vertrocknete Grasfläche hinter ihrer Baracke, wo sie sich zwischen dichten Büschen verbargen, und sie sahen schockiert, dass in der ganzen Straße Häuser brannten. Rauchschwaden hingen dick und beißend in der Nachtluft. Ihre Geschwister husteten und schluchzten abwechselnd. Nur Josephine weinte nicht. Entsetzt und stumm beobachtete sie mit weit aufgerissenen braunen Augen durch die Lücken der Häuser hindurch, wie der Mob aus unzähligen weißen Männern durch die Straße walzte. Die grölende Meute trug Fackeln und Gewehre. Überall flohen die Menschen aus ihren Behausungen und schrien um Hilfe, während Schüsse durch die Nacht peitschten. Vereinzelt heulten Menschen auf, als seien sie verwundet worden.

»Weiter«, keuchte Carrie und schlang schützend die Arme um ihre Kinder. »Wir müssen weiter, sonst entdecken sie uns.«

Halb zerrten, halb trugen sie und Arthur die jüngeren Kinder und führten sie tiefer in das Dickicht aus Bäumen und Büschen am Rand von Boxcar Town, um sich dort zu verstecken. Die Schritte ihrer nackten Füße

raschelten im Gras, ebenso wie die von mehreren Nachbarn, die ebenfalls in dem kleinen Wäldchen Zuflucht suchten.

Josephine kam langsam hinterher. Immer wieder drehte sie sich zu dem Gemetzel um, das in ihrem Wohnviertel wütete. Die Flammen knisterten und knackten in den ärmlichen Holzhütten, Dächer fielen lautlos in sich zusammen. Die Behausungen von Hunderten von Nachbarn wurden unwiederbringlich zerstört. Das wenige Hab und Gut, das sie besaßen, vom Feuer verschlungen.

»Sie zerstören unser Haus ...!« Margaret zitterte am ganzen Körper, so sehr schrie und weinte sie.

Carrie versuchte, sie zu beruhigen, indem sie sie nah an sich zog. »Pscht, Kleines, nicht so laut, sonst entdecken sie uns hier noch.«

»Warum?«, flüsterte Josephine. Sie fühlte sich wie gelähmt, unfähig, zu begreifen, was in dieser Nacht vor sich ging.

Arthur rieb sich mit seinen rußbedeckten Händen über das feuchte Gesicht. »Die Weißen hassen uns einfach. Als ob wir keine Menschen wie sie wären.«

Josephines Blick war noch immer starr auf die in Flammen aufgehenden Hütten geheftet. Sie spürte die Hitze des Feuers auf ihrer Haut und vernahm die verzweifelten Schreie derer, die ihre Wohnungen nicht rechtzeitig verlassen hatten oder von Schüssen getroffen zusammenbrachen. »Aber warum, Arthur?«

»Keine Ahnung«, antwortete ihr Stiefvater düster. »Vielleicht haben sie Angst, wir würden ihnen die Jobs wegnehmen. Dabei habe ich in den letzten Jahren überhaupt keine Arbeit gefunden.« Er sank auf die Knie, presste sich die Hände vor die Augen und begann, geräuschlos zu weinen.

Josephine schlang die Arme um sich, als würde sie trotz der sengenden Hitze der Flammen frieren. Wie durch einen Nebel hörte sie ihre Familie

und ihre Nachbarn schluchzen und wehklagen. In ihr tobten Wut, Unverständnis und Angst, die so verzehrend wie das Feuer waren, so schwarz wie die Asche, die der leichte Wind zu ihr trug. Wieso wurden sie so verabscheut, als so minderwertig betrachtet? Sie gehörten doch ohnehin schon zu den Ärmsten der Armen; und heute Nacht waren ihnen das letzte bisschen Besitz und die Dächer über ihren Köpfen genommen worden. Das letzte bisschen Würde war im dicken Rauch um sie herum davongeschwebt.

Josephine war zwar erst elf Jahre alt, doch sie hatte die vage Ahnung, dass die Gräueltaten, die sie in dieser Nacht erlebte, sie noch lange in ihren Träumen verfolgen würden.

Teil I: Die schwarze Venus (1925–1936)

I ran away from home. I ran away from St. Louis, and then I ran away from the United States of America because of that terror of discrimination, that horrible beast which paralyzes one's very soul and body.

Ich bin von zu Hause weggelaufen. Ich bin aus St. Louis weggelaufen, und dann bin ich aus den Vereinigten Staaten von Amerika weggelaufen, wegen dieses Terrors der Diskriminierung, dieses schrecklichen Biests, das die ganze Seele und den Körper lähmt.

Josephine Baker

1

September 1925



Josephine saß nur mit Unterwäsche bekleidet auf dem zerschissenen Teppich ihres Zimmers, das sie möbliert gemietet hatte. Neben ihr stand eine Schüssel mit Zitronensaft. Sie tränkte einen Baumwolllappen in der hellgelben Flüssigkeit und betupfte sich damit sorgfältig Arme, Beine, Dekolleté und Gesicht. Diese Prozedur, die sie seit Wochen allabendlich ausführte, nahm mindestens eine Dreiviertelstunde in Anspruch. Müssten nicht bald mal Erfolge zu sehen sein? Sie streckte beide Arme aus und hielt sie in das trübe Licht der Stehlampe.

»Immer noch genauso braun wie am Tag meiner Geburt«, murmelte sie misstrauisch vor sich hin. »Das ist wohl vergebene Liebesmüh.« Frustriert warf sie den nassen Lappen in die Schüssel, sodass der Zitronensaft aufspritzte, und gab den ausgepressten Zitronenschalen, die verstreut auf dem Teppich lagen, einen Tritt. Obwohl Zitronen eine bleichende Wirkung nachgesagt wurde, konnte sie tun, was sie wollte, ihre Haut wurde einfach nicht heller.

Draußen wurde es bereits dunkel, doch durch das offene Fenster drangen noch die Geräusche der Straße und die milde Luft herein. Es war Samstagabend, der Tag, an dem im New Yorker Stadtteil Harlem am

meisten los war. Die Straße unter dem Backsteinhaus, in dem sie ihr Zimmer hatte, vibrierte vor Energie. Der Lärm der Automobile vermischte sich mit den aufgeregten Stimmen der Menschen, die sich ins Nachtleben stürzten. Noch ein, zwei Stunden, dann würde in den Klubs die Hölle los sein. Die Sänger, Jazzmusiker und Darsteller der exotischen Revuen, die gerade der letzte Schrei waren, würden von einem ausgelassenen Publikum gefeiert.

Josephine schaute flüchtig auf die Uhr. Sie hatte noch Zeit. Die Show, in der sie auftrat, würde erst gegen Mitternacht beginnen.

Sie warf sich einen Morgenmantel über und ging zum Tisch, auf dem ein angefangener Brief an ihre Familie in St. Louis lag. Sie tunkte den Füllfederhalter in die Tinte, kaute dann jedoch lediglich darauf herum, unschlüssig, was sie schreiben sollte.

»Ach, was soll's. Mutter weiß, dass ich im Schreiben nicht gut bin«, dachte sie und verzichtete kurzerhand darauf, den Briefbogen mit ein paar persönlichen Zeilen zu füllen, und beschriftete ihn lediglich mit den Worten »von Josephine«. Zusammen mit ein paar Banknoten, die sie von ihrer Gage abgezweigt hatte, schob sie ihn in einen Umschlag. Ihre Handschrift war krakelig und ungelenk, denn sie hatte als Kind nur unregelmäßig die Schule besucht. Mit sieben Jahren hatte sie angefangen, bei einer streng dreinblickenden Frau am Rande von Boxcar Town in St. Louis als Haushaltshilfe zu arbeiten, bis diese ihr als Strafe für eine Unachtsamkeit – sie hatte versehentlich Wasser überkochen lassen – die Hand verbrüht hatte; mit acht Jahren hatte sie sich ein paar Dollar bei einem kinderlosen Ehepaar verdient, bei ihnen geputzt und gekocht, bis ihr der Mann zu nahe gekommen war und die Frau sie hinausgeworfen hatte.

Josephine riss sich aus ihren Kindheitserinnerungen und klebte den Brief zu; sie würde ihn auf dem Weg zum *Plantation Club* einwerfen. Ihre Familie, die noch immer bitterarm war, konnte jeden Cent gebrauchen.

»Josephine! Bist du so weit?« Ethel Waters, die im Zimmer nebenan wohnte und mit ihr zusammen im Klub auftrat, pochte an die Tür. Anders als Josephine war sie nicht nur Hintergrundtänzerin, sondern so etwas wie der Star der Show – sie durfte die Einzelnummern singen.

»Ja, ja, ich komme schon«, brummte Josephine und schlüpfte in ihr Kleid.

Als sie in den dämmrigen Flur trat, musterte Ethel sie neugierig. Sie war zehn Jahre älter als die neunzehnjährige Josephine und hatte viel mehr Bühnenerfahrung. »Sag mal, du riechst so ... zitronig ...?«

Josephine machte eine wegwerfende Handbewegung. »Mein Abendritual mit Zitronensaft, du weißt schon.«

Ethel kicherte. »Hast du es immer noch nicht aufgegeben? Ich glaube, du müsstest schon jeden Tag stundenlang im Saft baden, um eine winzige Nuance heller zu werden.«

»Lach du nur«, beklagte sich Josephine, während sie auf die Straße traten und in Richtung der 126. Straße gingen, wo sich der *Plantation Club* befand. »Du bist der Star des Klubs, für dich ist das wahrscheinlich alles nicht so wichtig. Aber ich bin lediglich die kleine Tänzerin aus der letzten Reihe ... Niemand findet ein schwarzes Mädchen schön. Eine schöne Frau hat immer weiß zu sein.«

Ethel seufzte. »Ich weiß. Aber die Hautfarbe kann man nicht ändern.«

Bald hatten sie den *Plantation Club* erreicht. Tiefe Dunkelheit hatte sich herabgesenkt und sich wie ein Mantel über das biskuitbraune Backsteingebäude mit den Rundbögen über Türen und Fenstern gelegt.

Die bunten Glasfenster strahlten hell von innen und wirkten warm und einladend wie ein Leuchtturm in der Nacht.

Josephine und Ethel steuerten gerade auf den Nebeneingang zu, der dem Personal vorbehalten war, als eine Gruppe junger weißer Leute, die bereits reichlich angeheitert schienen, sie anrampelte. Die jungen Frauen, typische Flapper mit kurzen Röcken, langen Perlenketten und stark geschminkten Gesichtern, sahen sie abfällig an. Eine junge Frau, die ihre kurzen blonden Haare in modische Wellen gelegt trug, blies Josephine den Rauch ihrer Zigarette ins Gesicht.

»Tom«, sagte sie schrill zu ihrem Begleiter, der in einem makellosen Smoking steckte. »Seit wann dürfen *Neger* in den Klub?«

Josephine verkrampfte sich innerlich, obwohl sie Szenen wie diese beinahe täglich erlebte. Als ob sie es tatsächlich darauf anlegte, ein solches Lokal als Gast zu betreten! Der Gedanke war abwegig, auch wenn es sie insgeheim wurmte, dass sie nicht die gleichen Rechte wie die Weißen besaß.

Der Begleiter der jungen Frau grinste. »Keine Angst, Honigschnute, die beiden arbeiten bestimmt nur hier. Vielleicht putzen sie.«

»Ach so. Du hast recht.« Die Gruppe lachte und polterte durch den Haupteingang.

Josephine stampfte hinter Ethel, die lediglich die Achseln zuckte, durch die Tür fürs Personal. Missmutig folgte sie ihrer Freundin in die Garderobe, in der sich bereits einige andere Tänzerinnen ihrer Truppe auf den Auftritt vorbereiteten, und setzte sich auf ihren üblichen Platz. Im Geiste ging sie mögliche deftige Antworten durch, die sie der blonden Frau hätte geben können, doch diese hätten nur zu einem Jobverlust geführt, das war ihr klar.

Mit hektischen Handbewegungen trug sie weißen Puder auf und klopfte ihn in ihre Gesichtshaut.

»Der Puder macht auch keine Weiße aus dir«, meinte Ethel amüsiert.

Josephine stellte die Puderdose so unsanft auf den Tisch, dass es nur so stäubte, und begann, Pomade in ihr kurzes schwarzes Haar einzuarbeiten, sodass es glatt an ihrem Kopf anlag. »Ich will auch gar nicht weiß sein. Aber etwas Respekt für uns wäre schön.«

Bessie, eine der anderen Tänzerinnen, die gerade in ihr knappes Bühnenkostüm schlüpfte, stieß einen erheiterten Laut aus. »Träum weiter, Kindchen.«

Josephine verdrehte die Augen. »Pass bloß auf, vielleicht wird mein Traum eines Tages Wirklichkeit. Was weißt du schon?«

»Nicht streiten, Mädels«, forderte Ethel sie auf, während sie sich die Wimpern schwarz tuschte. »Manche Dinge sind einfach, wie sie sind. Aber mal was ganz anderes: Denkt ihr bitte alle daran, nach der Show nicht einfach zu verschwinden? Der Boss hat uns angewiesen, uns alle noch mal in der Garderobe zu versammeln. Wir bekommen hohen Besuch.«

»Wer das wohl sein mag?« Josephine zupfte ihr leichtes Bühnenkostüm zurecht, das reichlich nackte Haut zeigte. Ihr machte das nichts aus, sie mochte es, wenn die Aufmerksamkeit des Publikums bewundernd auf ihren schimmernden, schlanken Beinen lag.

In diesem Moment erschien der Klubbesitzer George in der Tür, dem mafiose Verbindungen nachgesagt wurden – was in dieser Branche nicht unüblich war –, und winkte die Tänzerinnen hektisch herbei. »Auf was wartet ihr, um Himmels willen? Ihr seid dran, das Publikum wird langsam ungeduldig. Ihr sitzt seelenruhig hier herum und schwatzt!«

»Reg dich ab, die Leute haben schließlich Geld bezahlt, um uns zu sehen.« Ungerührt ordnete Ethel die seidenen Bahnen ihres Kleides.

»Dann werden sie es auch verkraften, ein paar Minuten zu warten.«

George knirschte mit den Zähnen, und Josephine kicherte in sich hinein. Wie immer war sie die Letzte in der Reihe der Revuegirls, die die Bühne betrat. Blendend helle Scheinwerfer richteten sich auf sie und die anderen Mädchen, sodass sie das elegante Interieur des *Plantation Club* mehr erahnen konnte, als dass sie etwas sah. Kellner im Smoking huschten mit voll beladenen Tablett zwischen den mit edlen, weißen Tüchern gedeckten Tischen umher und versorgten das Publikum mit Getränken und Speisen.

Ethel begann zu singen, ihre dunkle, samtene Stimme erfüllte den Raum. Sofort erstarben sämtliche Gespräche an den Tischen, und die Zuhörer lauschten gebannt. Im Hintergrund tanzten die Revuegirls, schwangen im Rhythmus der Musik die Arme, ließen die Hüften kreisen und drehten die Knie abwechselnd nach innen und außen. Sinnlichkeit und Erotik hingen wie eine die Köpfe des Publikums vernebelnde schwere Wolke im Raum.

Josephine hatte darüber hinaus noch eine ganz besondere Rolle in der Truppe inne: die der Ulknudel. Ihre Position war stets am rechten Ende der aufgereihten Mädchen, wo ihre einstudierten Albernheiten nicht zu übersehen waren. Als Ethel ihr Lied beendet hatte und sich in die Tanzenden einreichte, die in rasantem Tempo den Charleston darboten, zog Josephine Fratzen, streckte dem Publikum die Zunge heraus, schielte lustig und stolperte hinter den anderen Mädchen her. Wie jedes Mal tobte das Publikum vor Begeisterung, quittierte ihre Darbietung mit Getrampel und ausgelassenem Gelächter. Josephine sog den Beifall auf wie süßen Nektar – hier auf der Bühne konnte sie sein, wie sie wirklich war, hier konnte sie zeigen, was in ihr steckte. Draußen auf der Straße war sie nichts weiter als eine unerwünschte Schwarze, die von den Weißen als

wertlos und schmutzig angesehen, oft sogar beschimpft wurde. Bereits als kleines Mädchen, als sie in Großmutters alten Roben und Hüten für die Nachbarschaft aufgetreten war, wusste sie, dass dies ihr vorgezeichneter Weg war. Sie war geboren, um zu tanzen.

Nach der Show verließ sie trunken vom Beifall die Bühne und folgte Ethel und den anderen Tänzerinnen durch den düsteren Flur in Richtung der Garderobe. Im Schatten einer Tür lehnte ein weißer Gast, rauchte eine Zigarre und taxierte sie durch den dichten Qualm hindurch. Josephine spürte, wie seine Augen über ihren Körper hinwegglitten. Dann wandte er sich abrupt ab, murmelte, die Zigarre zwischen den Zähnen: »*Negerschlampe*«, und ging in den Gastraum zurück.

Mit trotzig erhobenem Kinn betrat sie die Garderobe und begann, sich mit unsanften Bewegungen abzuschminken. Mit Männern hatte sie bisher keine allzu guten Erfahrungen gemacht. Kurz wanderten ihre Gedanken zu den beiden männlichen Exemplaren zurück, die in ihrer Vergangenheit eine Rolle gespielt hatten. Trotz ihrer zarten neunzehn Jahre war sie bereits zweimal verheiratet gewesen. Mit dreizehn hatte sie den fast gleichaltrigen Willie Wells geheiratet. Ihre Mutter Carrie hatte der Verbindung zugestimmt, weil sie insgeheim auf bessere Lebensbedingungen für sie gehofft hatte; die kurze Ehe – die illegal gewesen war, da auch in Missouri Kinderehen verboten waren – endete mit einem gewaltigen Streit zwischen den beiden Halbwüchsigen, woraufhin Willie auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Mit fünfzehn hatte sie den Eisenbahnangestellten Willie Baker geehelicht, ihn aber bald verlassen, um nach New York zu gehen und es hier auf die Bühne zu schaffen. Von Willie war ihr nichts geblieben außer dem Nachnamen – Baker. Sie hatte ihre Ex-Ehemänner noch keinen einzigen Tag vermisst. Die Rolle der zurückhaltenden Hausfrau hatte sie nicht interessiert.

Sie schreckte aus ihren Gedanken auf, als Klubbesitzer George in die Mitte der Mädchen trat und in die Hände klatschte. Mit einem Mal herrschte Stille unter den Mädchen, und alle beobachteten neugierig die teuer gekleidete Weiße, die hinter ihm stand. In ihrem schwarzen Abendkleid mit kostbaren Perlen um den Hals strahlte sie eine natürliche Eleganz aus. Das musste der angekündigte hohe Besuch sein, schoss es Josephine durch den Kopf. Was wollte die so selbstbewusst wirkende Brünnette, die wohl Mitte dreißig sein musste, inmitten der schwarzen Revuemädchen? Ihre Haut war zart und hell wie eine Perle.

»Mädchen«, verkündete George und klatschte nochmals in die Hände. »Darf ich euch unseren Gast vorstellen? Das ist die von mir überaus geschätzte Mrs Caroline Regan! Sie ist eine bekannte Förderin der Künste und verkehrt in den besten Häusern New Yorks! Und sie hat ein überaus verlockendes Angebot in der Tasche!«

Mrs Regans Lippen zuckten erheitert angesichts dieser euphorischen Worte. Josephine und die anderen Tänzerinnen musterten sie neugierig. Was verschlug diese offenbar gut situierte Frau in die stickige Garderobe des *Plantation Club*?

»Guten Abend, die Damen«, ergriff Caroline Regan leichthin das Wort. »Oder sollte ich besser Guten Morgen sagen, hinsichtlich der fortgeschrittenen Stunde? Ich habe mir mit meinem Mann die Show angesehen – und zwar nicht zum ersten Mal. Ihre Darbietung war wie immer grandios.«

Josephine spähte verstohlen auf die Uhr und gähnte verhalten. Es war drei Uhr in der Nacht. Hoffentlich kam diese Mrs Regan bald auf den Punkt, sie sehnte sich nach ihrem Bett.

»Mein Mann – er wartet draußen in unserer Limousine – ist als Handelsattaché in der amerikanischen Botschaft in Paris angestellt.

Momentan verbringen wir unseren Urlaub zu Hause, doch wir brechen bald wieder nach Frankreich auf.« Während Caroline Regan sprach, ließ sie ihren Blick über die Tänzerinnen gleiten, so als wolle sie sie abschätzen. Diesen sah man zunehmend ihre Erschöpfung an. Ethel konnte sich kaum noch aufrecht halten und war auf ihrem Hocker zusammengesunken.

»Lange Rede, kurzer Sinn. Die Winter in Paris können schrecklich lang sein, wenn sich der eigene Ehemann vor lauter Arbeit kaum noch zu Hause aufhält. Deshalb habe ich mir ein Projekt in den Kopf gesetzt: Ich möchte in Paris eine schwarze Revue auf die Beine stellen. Die Revue Nègre! Ich liebe alles Dunkle, Exotische! Ein passendes Theater für die Vorführungen habe ich bereits gefunden. Mir fehlen nur noch schwarze Tänzerinnen! Tänzerinnen wie Sie!«

Mit einem Schlag schien alle Müdigkeit aus den Gesichtern der Revuegirls gewichen. Interessiert hingen sie an den Lippen der Mäzenin.

»Meine Güte!«, flüsterte Ethel beeindruckt. »Das ist ja mal 'ne Nummer.«

Caroline Regan lächelte, während sie einen Moment lang Josephine ansah. Sie hatte gemischte Gefühle. Eine Revue, in Paris? Wo lag Frankreich überhaupt genau? Sie war zu früh von der Schule abgegangen, um geografische Grundkenntnisse gewonnen zu haben, war sich aber sicher, dass Paris am anderen Ende der Welt lag.

»Das ist eine einzigartige Chance, Mädels«, ermunterte George die Gruppe. »Macht euch um den Klub keine Sorgen. Ich kann ein paar Monate ohne euch auskommen, an meiner Tür stehen jeden Tag neue Tänzerinnen Schlange und suchen ein Engagement.«

Caroline Regan ging ein paar Schritte durch den Raum und blieb vor Ethel stehen. »Sie singen die Soli, nicht wahr? Ihre Stimme ist wundervoll. Wie heißen Sie?«

»Ethel.«

»Ethel. Ich möchte Sie auf jeden Fall in Paris dabeihaben. Sie dürfen weiterhin die Solonummern singen.«

Aufgeregt verfolgten die restlichen jungen Frauen den Wortwechsel. Ethel bemühte sich sichtlich um ein Pokerface und fragte gelassen: »Wie viel springt dabei für mich heraus?«

»Dreihundert Dollar pro Woche.«

»Fünfhundert, und ich bin dabei.«

Josephine stockte der Atem über Ethels Kühnheit. Zwar war ihre Freundin im *Plantation Club* eine angesehene und beliebte Sängerin, aber stand es ihr zu, derart ungeniert Forderungen zu stellen?

Caroline Regan blieb genauso liebenswürdig wie zuvor. »So viel kann ich nicht zahlen, es tut mir leid, Ethel. Fünfhundert Dollar sprengen mein Budget.«

»Fein.« Ethel drehte der Besucherin den Rücken zu und fuhr in aller Seelenruhe fort, sich abzuschminken. Im Raum war nicht das leiseste Geräusch zu hören.

»Nun gut.« Mrs Regan wandte sich Josephine zu, die auf einmal ganz klamme Hände bekam. »Es hat mir gefallen, wie Sie den Clown gespielt haben ...«

»Josephine.«

»Josephine. Ihr Auftritt war lustig und hat das Publikum begeistert. Ihre komödiantische Art kommt bestimmt auch in Paris gut an. Was meinen Sie?«

»Ich ...« Ein Sturm verschiedenster Gedanken wirbelte durch Josephines Kopf. Offenbar war Frankreich sehr weit weg, und sie konnte kein Wort Französisch! Wie sollte sie da mit ihren neunzehn Jahren allein

zurechtkommen? Sie würde noch weiter von ihrer Familie in St. Louis weg sein, als sie es jetzt schon war.

»Ich könnte Ihnen einhundertfünfzig Dollar die Woche zahlen«, schlug die Besucherin vor.

Noch immer sprudelten die Gedanken wild durch ihren Kopf. Sollte sie es wagen?

Caroline Regan schien ihr Zögern auf ihre Art zu interpretieren. »Na gut. Zweihundertfünfzig pro Woche, aber das ist das Ende der Fahnenstange. Einverstanden?«

»Einverstanden«, murmelte Josephine überrumpelt. Zweihundertfünfzig Dollar! Sie würde ihrer Mutter einen größeren Betrag schicken können als im Moment.

»Sie werden Frankreich lieben«, sagte Mrs Regan warm, bevor sie sich dem nächsten Mädchen zuwandte. »In Frankreich ist es ganz anders als hier in Amerika. Die Menschen sind viel offener und freier. Da interessiert es wenig, ob man weiß oder schwarz ist. Die Franzosen werden Sie herzlich willkommen heißen.«

Ganz langsam begriff Josephine, was dies für sie bedeuten könnte. In Frankreich würde sie frei sein, freier als in Amerika. Anscheinend schauten die Franzosen niemanden schief an, nur weil er eine dunkle Hautfarbe hatte. So ganz vermochte sie Caroline Regans Worten noch nicht zu glauben, aber sie war bereit, das Wagnis einzugehen.

»Wann ist die Abreise?«, fragte sie heiser.

»Willkommen in meiner Truppe, Josephine. In zehn Tagen legt unser Schiff ab.« Zufrieden wandte sich Mrs Regan den restlichen Mädchen zu. »Wer möchte noch Paris kennenlernen?«

Mit einer bunt zusammengewürfelten Schar aus fünfundzwanzig Tänzerinnen und Tänzern verließ die »Berengaria« zehn Tage später den Hafen von New York in Richtung Europa. Josephine stand mit Bessie, ihrer Mitstreiterin aus dem *Plantation Club*, und dem Tänzer Joe Alex, mit dem sie sich in Paris die Bühne teilen sollte, an Deck und zog sich ihr Umschlagtuch aus grober Baumwolle enger um die Schultern. Nicht nur die herbstliche Kühle und der scharfe Wind, der über das Wasser pfiff, verursachten ihr Gänsehaut, sondern auch die grün aufragende Freiheitsstatue. Majestätisch zog das riesige Passagierschiff daran vorüber. Josephine starrte das berühmte Monument gebannt an, dann wandte sie abrupt das Gesicht ab.

»Was nützt einem die Freiheitsstatue, wenn man als Schwarze nicht wirklich frei ist in diesem Land? Wenn mir die Türen der meisten Restaurants, Hotels und Geschäfte verschlossen bleiben, weil ich die Weißen nicht mit meinem dunklen Gesicht belästigen darf?«

Bessie versuchte, ihren Hut auf dem Kopf zu behalten, den eine Windbö in die Luft zu heben drohte, und legte Josephine ihre freie Hand auf den Arm. »Ich bin mir nicht sicher, ob man Mrs Regans Worten Glauben schenken darf, dass in Frankreich alles besser ist. Vielleicht war Ethels Entscheidung, in New York zu bleiben, die vernünftigere.«

»Wenn man nur immer im Voraus wüsste, was sich als richtig oder falsch erweisen wird«, murmelte Josephine. Einen Moment lang dachte sie an Ethel zurück. Der Abschied von der Kameradin und Zimmernachbarin war ihr nicht leichtgefallen.

Joe lehnte sich lässig an die Reling. »Bald werden wir selbst herausfinden, ob an ihren Worten was Wahres ist. Wie sieht's aus, Mädels, wollen wir uns mal unsere bescheidenen Unterkünfte ansehen?«

Bevor Josephine ihm und Bessie auf das Zwischendeck folgte, wo sie untergebracht waren, schaute sie noch ein letztes Mal zum Festland, das sich langsam entfernte. Bald würde das Schiff nur noch von grauem Wasser und dem wolkenverhangenen Himmel umgeben sein, und Amerika würde zu einem Stück Vergangenheit verblassen, zu einer Erinnerung, die einen schalen Geschmack hinterließ.